

Im Fährhause [Schluss]

Autor(en): **Joachim, Joseph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **4 (1900-1901)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662308>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Herbst.

Wieder hast du, Mutter Erde,
Treu dein Jahreswerk vollbracht,
Und mit strahlender Geberde.
Gehst du ein zur Winternacht.

Jedes kühne Lenzeshoffen,
Das geweckt dein Blüentraum,
Ist erfüllt und übertroffen.
Fruchtgebeugt ein jeder Baum.

Lässest uns bei gold'nen Garben,
Vollen Kufen froh zurück;
Darf auch nicht ein Vöglein darben
In dem reichen Ernteglück.

Allen gibst du zur Genüge,
Alle labt dein Liebesmahl.
Darum leuchten deine Züge
Freudverklärt im Herbstlichtstrahl.

Tiefbewegt von deiner Güte
Schau ich dir ins Angesicht.
Kündest leis mir im Gemüte:
Liebe hält, was sie verspricht.

Und mit plötzlichem Erinnern
Denk' ich meines Lebens flucht.
Mahnend ruft's in meinem Innern:
Herbst bald und noch keine Frucht!

Marie Heer, Zürich.

Nachdruck verboten.

Im Fährhause.

Von Joseph Joachim, Restenholz.
(Schluß.)

Das Lauffest verlief nach üblichem, ländlichem Gebrauche: Zug nach der Kirche unter dröhnenden Böllerschüssen vom „Bühl“ herunter; Zug ins Wirtshaus; alsdann Ueberbringung des jungen Christen in das Elternhäuschen zurück. Der stolz dreinblickende stattliche „Götti“ unterließ es nicht, der außerordentlich hübschen „Gotte“ die möglichste Ehre und reichlichste Bewirtung angedeihen zu lassen, sowie dieselbe abends nach Hause zu begleiten. Er blieb daselbst weilen bis in die Nacht hinein. Und aus seinem ganzen Benehmen schaute deutlich die Absicht hervor, sich des

„Am häuslichen Herd“

Seit 3.

reizenden jungen Mädchens dauernde Gunst zu erringen. Er suchte bei Mutter Anny um die Erlaubnis nach, seinen Besuch wiederholen zu dürfen. Und jene hatte soweit nichts dagegen einzumenden.

„Dieser Jungzimmermann,“ meinte sie, als er sich entfernt hatte „dieser Fränzel ist nicht nur ein anerkannter tüchtiger Handwerksmann, sondern scheint auch ein recht braver und anständiger Bursch' zu sein, bei dem es mal ein Frauchen gut haben muß.“

Anders urteilte Lorle selbst. Stattlich, hübsch, nach bäuerischen Begriffen, ist der Fränzel wohl, mußte sie sich gestehen. Und daß er geschickt und brav und häuslich ist, auch das mag wahr sein, alles wahr.

Doch wenn sie seine steifen, eckigen Artigkeiten, knappen Reden und rauhklingenden Laute mit den überaus höflichen, liebenswürdigen Umgangsformen und den anmutigen, die große Bildung verratenden Ausdrücken des jungen Schloßherrn verglich. . . . Und dieser Vergleich drängte sich ihr bei jeglichem Siltbesuche des Zimmermanns auf, sie vermochte demselben nicht zu wehren. Wohl hörte sie Fränzels Reden scheinbar aufmerksam an — Tagesberichte über seine Handwerksthätigkeit, Dorfneuigkeiten und anderes; doch waren Sinn und Herz nur halbwegs dabei. Und wann er ihr zärtlich derb das Händchen drückte, auch das ließ sie geschehen. Aber diese seine rauhe, schwierige Hand und die wohlgepflegte, weiche und schmeichlerische des jungen Herrn vom Schlosse drüben, welch ein Gegensatz! mußte sie jedesmal denken.

Freilich gab es wieder Augenblicke, da eine fromme, innere Stimme ihr zurief: Es wäre wohl besser, du hättest mit jenem vornehmen jungen Herrn keine Bekanntschaft angeknüpft, und der lebhafteste Wunsch in ihr aufstieg: Ich wollte, er ließe sich bei uns nicht mehr sehen, auf daß ich mit der Zeit nach Mütterchens Wunsch dem Zimmermann aufrichtig gewogen sein könnte!

* * *

Doch der junge Schloßbaron erschien wieder. Diesmal, um mit Onkel Willem auf den Fischfang zu gehen.

Daß es aber gerade an dem Tag geschehen mußte, an welchem Onkel und Mutter Anny in aller Morgenfrühe nach ihrem Heimatdorfe verreist waren, zur Begräbnis eines Bruders, und Lorle sich daher allein zu Hause befand, sie und der wachsame getreue „Bello“!

Und der Baron blieb bei dem Mädchen weilen den ganzen langen Nachmittag, bald auf dem schattigen Hausbänkchen, bald im trauten, verschwiegenen Wohnstübchen, der geschäftigen reizenden Fee überallhin nachfolgend, fast auf Schritt und Tritt. Und diesmal bot er, um des Mädchens

Sprödigkeit zu überwinden, alle ihm zu Gebote stehende Liebenswürdigkeit und Schmeicheltünfte auf. In seiner eleganten Waidtasche hatte er nebst andern exquisiten Erfrischungen ein Fläschchen köstlichen Liqueur mitgebracht, für Onkel Willem, natürlich! Doch ließ er nicht nach mit Bitten und Drängen, bis schön Lorle das ihr gereichte Spitzglas leerte — ei, wie wunderbar feurig es der des Alkoholgenusses Ungewohnten durch die Adern drang und sinnberauschend zu Kopfe stieg, so daß sie sich selbstverspottend ausrief: „Gut, daß heut' so wenig Leut' das Fährschiff begehren, diesen Nachmittag noch niemand, hihhi!“

Ihr ward noch eine weitere Bescherung zu teil, an einem güldenen Kettlein ein kostbares güldenes Etwas . . . der vornehme Galan hing der Halbbetäubten den Schmuck um den Hals, zog die kaum mehr Widerstandsfähige stürmisch an sein Herz und bedeckte ihr Mund und Wangen mit leidenschaftlichen Küssen. . . .

Als bei anbrechender Abenddämmerung Mutter Unny und ihr Bruder müde nach Hause zurückkehrten, rief erstere erstaunt: „Was soll das, Lorle? Die Gaißen im Stall meckern vor Hunger und auf dem Herd noch nicht einmal ein Feuer! Und ich hoffte doch, nur zu Tisch sitzen zu können zum frischen Kaffee. . . . Und du selbst siehst so seltsam aus, Mädchen — sollte dir etwa unwohl sein?“

„Ja, Mutter — so ein sonderbarer Schwindel — Schwindel im Kopf —.“

„So? Dann geh' eiligst zu Bett!“ drängte die tief Erschrockene, ängstlich Besorgte. „Ich werde dir Melissenthee bereiten, gleich, gleich! Ach wär' ich doch zu Haus' geblieben!“ jammerte sie. „Aber ich durste nicht anders, mußte doch unserm armen Oswald die letzte Ehr' erweisen gehen.“

Zu dem auf Riltbesuch eintreffenden Zimmerfränzel sagte sie entschuldigend: „Der Lorle ist unwohl geworden, drum hab' ich sie zu Bett geschickt. Hoffentlich wird's morgen wieder gut sein. Komm' ein andermal, Fränzel!“ schloß sie freundlich.

Wirklich war Lorles Unwohlsein des andern Tages verschwunden. Bloß ein wenig blässer als sonst sah das schöne junge Mädchen aus und zeigte bei aller Arbeit ein von der gewohnten Lebhaftigkeit abweichendes lässiges, träumerisches Wesen. So oft es sich im Wohnstübchen allein befand, schaute es zum Fenster hinaus, richtete den Blick nach der auf hoher Bergfluh stehenden, zu einem romantischen Lustschlößchen umgebauten alten Ritterburg hinüber, um dann wieder in tiefes Sinnen zu versinken. Es zog aus dem verborgenen kleinen Schubfache der Nähmaschine das zu Geschenk erhaltene goldene Medaillon hervor — ein schwacher Fingerdruck

auf das kaum sichtbare Knöpfchen, und das kostbare niedliche Ding sprang auf. Lorle konnte sich das darin enthaltene Miniaturbild nicht zärtlich genug betrachten. Beim ersten von außenher sich bemerkbar machenden Geräusche aber wanderte das teure Kleinod auf das rascheste wieder in sein Versteck zurück.

Tausendmal des Tages sagte sie sich: Er liebt mich, der schönste und edelste aller jungen Männer liebt mich aufrichtigen, treuen Herzens. Er hat mir's ja geschworen! Und, so fuhr die geistig nicht sehr Entwickelte und noch völlig Lebensunerfahrene in ihren kindlich naiven Betrachtungen fort, wenn auch dem Stande nach der Abstand zwischen uns Beiden groß, ja scheinbar unüberbrückbar ist — steht nicht in meinem Geschichtsbuche zu lesen, wie ein hochgeborener Königssohn zu einem schönen, armen Hirtenmädchen in heftiger Liebe entbrannte, dasselbe heimführte und zu seiner Königin gemacht hat? Kann Ähnliches nicht heute wieder geschehen — ei, warum denn nicht?

Lerche und Wachtel des Feldes waren verstummt, verstummt auch die gefiederten Sänger des Waldes; denn der Hochsommer ging zu Ende und die Wanderflüge begannen.

Dafür sang schön Lorle bei aller Arbeit desto lauter und herzfreudiger von früh bis spät.

Nur wenn sie ihren Anbeter Zimmerfränzel mit langen, trozigen Schritten über das Feld kommen sah oder geräuschvoll die Treppe herauf steigen hörte, brach sie ihren Sang plötzlich ab und ein unmutiger Schatten flog über das reizende Gesichtchen. Das fiel selbst der Mutter Anny auf, so daß sie bei sich dachte und es einmal zu ihrem Bruder laut sagte: „Sonst, wenn der Schag oder Kiltbub kommt, freut sich jedes Mädchen, nur unsere Lorle nicht, ich kanns nicht begreifen!“ Worauf Onkel Willem erwiderte: „Well, da hat sie eigentlich Recht, zum Heiraten ist unser Mädchen doch noch zu jung, man bedenke, noch nicht völlig achzehn Jahre alt! Und wenn es dieses Haus verlassen sollt', ich glaub', ich könnt' mich nicht drein schicken, ohne das Kind es in dieser Einsamkeit nicht mehr aushalten!“ fügte er brummend hinzu.

Als unser Fischermädchen eines Sonntags vom Kirchgang zurückkehrte, vertrat ihm des Zelghöfers Ferdi den Weg und bat mit rührender, weicher Stimme: „Hör' mich an, Lorle, lug' mich nur einmal freundlich an und acht' auf meine Worte: Ich hab' dich lieb, so mächtig lieb, du weißt es ja seit Jahren! . . . Lug, meine Mutter ist nun tot und ich hab' in der Sach' weiter niemand weder zu fragen noch zu scheuen. Drum — ich bitt' dich, sei mir gut, Lorle, und sag', du wollest die Meine

werden. . . . Ich werd' dich gut halten und es dir an nichts mangeln lassen, sag' nur ja!"

Lorle jedoch antwortete, ihre Hand gewaltsam befreiend: „Nein, es kann nicht sein — laß den Gedanken nur fahren, es führt zu nichts, ganz unmöglich!“ Sie sagte das in beinahe bittendem Tone; denn in ihrem Herzen konnte der gutmütige, arme, reiche Bauernsohn sie rechtschaffen dauern.

Es erschien wieder der Zimmerfränzel und machte Lorle darauf aufmerksam: „Nächsten Sonntag ist zu Sankt Jörgen drüben Glockenweih'; ein großes Fest mit Musik und Tanz.“ Und er lud sie ein, mit ihm nach Sankt Jörgen zu gehen an das lustige Fest.

Dieser Antrag versetzte das junge Mädchen in sichtbare große Verwirrung und Verlegenheit. „Ich kann ja nicht tanzen,“ wendete es ein.

„O das lernt sich leicht, komm' du nur mit!“

„Und ich hab' keine Freud' an solch großen Festen, wo so viel Leut' zusammen kommen —.“

„Ich aber sage dir, Schatz, an Freud' soll's dir nicht mangeln, dafür laß nur mich sorgen!“ versicherte der stürmische Liebhaber. Schließlich bat sich Lorle Bedenkfrist aus — bis Sonnabend.

Am Sonnabend früh sandte sie dem Freier eine Botschaft des Inhaltes: „Bin unwohl, kann morgens unmöglich mitgehen. . .“ Das war, was den ersten Satz betraf, die erste Lüge, deren sie sich in ihrem ganzen jungen Leben schuldig gemacht hatte.

Zu ihrer Mutter sagte sie des folgenden Morgens: „Um mein Zahnweh loszuwerden, hab' ich zu dem wundertätigen Kreuz' drüben am Buxberg eine fromme Wallfahrt gelobt. Und wenn du's erlauben tust, werd' ich heut' nachmittag, das schöne Wetter benützend, gleich hingehen.“

„Du allein?“

„O Mutter, ich fürcht' mich nicht! und der Weg dort hinauf wird ja so selten begangen, und das Kreuz steht an der Waldfluh so einsam da, wie in einem Gottesacker — nein, du brauchst keine Sorge zu haben!“

Selbigen Sonntagnachmittag seufzte Mutter Anny mehr denn einmal voller Unruhe und Bangigkeit in sich hinein: „Ach, hätt' ich das Mädchen doch nicht ziehen lassen!“

Hätte sie sehen können, wie ihr schön fromm Töchterlein droben am Bergeshang, bei der sogenannten Fuchsenlegt, wie auf Abrede mit dem jungen Schloßherrn zusammentraf und in seiner Gesellschaft verweilte an die zwei Stunden lang, in einsamer Waldgegend, so schutzlos allein. . .

Als das Mädchen endlich nach Hause zurückkehrte — „Mutter, schelte nicht!“ rief es schon auf der Haustreppe. „Ich hab' einen kleinen

Umweg gemacht nach Burweiler hinein — sei nicht böse, Mutter!“ schmeichelte es. Und jene hatte die einstudierte Strafpredigt plötzlich vergessen. Sie befahl ihrer Tochter: „Du scheinst dich erhitzt zu haben, deine Backen glühen ja förmlich, drum geh' dich hurtig umkleiden; geh', geh'!“

„Erst eine Tasse Kaffee, Mutter, ich hab' so sehr Durst!“

Als eine Stunde später, bei anbrechender abendlicher Dunkelheit, Mutter Anny nachschauen ging, lag das ermüdete Mädchen schon zu Bette in tiefem Schlafe.

Ein unruhiger Schlaf, denn man konnte das junge Mädchen mehrmals unverständliche Worte und Laute ausstoßen hören.

* * *

Eines Spätherbstmorgens kehrte in unser Fährhaus die in Burweiler wohnende, klatschfüchtige Hausiererlise ein, um ihre Kurzwaren feil zu bieten. Gerne nahm sie die ihr dargebotene Tasse Kaffee in Empfang und erzählte dabei allerhand wichtige und unwichtige Neuigkeiten.

„Wißt Ihr schon,“ sagte sie, „wegen unserm jungen Schloßbarone?“

„Was denn?“

„Ei, daß er verlobt ist, verlobt mit einer fürnehmen Elsäfferin, wie man hört einer Grafentochter und Millionärin. Morgen oder Uebermorgen schon reißt unsere Herrschaft ab an das Verlobungsfeß . . .“

Onkel Willem meinte, sein gewohntes Neunuhrgläschen leerend: „Ah, nun begreif' ich, weshalb der Herr Barone sich für den Fischfang so plötzlich nicht mehr interessirt hat, hat nun ein Goldfischchen eingefangen, muß sein reiches Bräutlein hätscheln, hehehe!“

Lorle jedoch war bleich geworden wie die frisch getünchte Stubenwand und blieb sprachlos. Endlich brachte sie mit großer Anstrengung die Worte hervor: „Aber ist es denn auch wahr, Onkel, daß dieser junge Schloßherr . . .“

„Ei, warum fragst du das, Kind? Uns kann das doch wenig kümmern. Denn zur Frühlingszeit wird ja die Herrschaft wieder ins Schloß wohnen kommen und dem jungen Barone werden bis dann der herrliche Brandy und die köstlichen Glimmstengel wohl nicht ausgehen, hehehe! . . . Uebrigens, wenn's dich so sehr wunder nehmen tut, Schatz, — morgen früh werd' ich Fisch' in die Burweiler Pfarrküche tragen und mich über die Sach' erkundigen.“

Lorle aß nicht mehr und schlief nicht mehr, und ihr Sang war mit einmal gänzlich verstummt.

Mutter Anny jammerte: „Ach Gott, das Kind wird uns noch schwer krank! Ich werd' es zum Doktor schicken, gleich morgens. Oder ich geh' selbst —.“

Das Mädchen wehrte sich wie eine Verzweifelte: „Nein, nein, mir fehlt ja nichts, mir wird schon besser werden!“

Nach seiner Rückkehr von Burweiler berichtete Onkel Willem seiner in der Küche beschäftigten Schwester — und seine Worte klangen gewohnter-weise laut genug, um auch in der Stube verstanden zu werden: „Ich hab' mich nun erkundigt, da wegen dem jungen Schloßherrn und seiner Hochzeit ist scheint's alles wahr. Geld komme zu Geld, hat die Pfarrköchin gesagt, es ist ja so der Brauch, hehehe! Sie sagte aber noch mehr, und ganz Neues: Viele Mütter im Dorf, die hübsche Töchter haben, seien sehr froh, daß der Herr Baron heiraten und endlich Ruh' bekommen tät'; denn er sei ein sehr schlimmer, um nicht zu sagen schlechter, man wisse davon arge Geschichtlein zu erzählen. Wer hätte das von dem scheinheiligen Bürschchen ge—.“

Mutter Anny unterbrach ihn mit dem Ausrufe: „Horch, was war das? Der laute Aufschrei da drinn' in der Stube!“

Sie eilte in das Gemach. Dort saß Lorle blaß und regungslos an ihrem Nähtische.

„Um's Himmelswillen, was ist geschehen?“ rief die Mutter voller Schrecken und tiefster Besorgnis. „Wo fehlt's dir, Kind, sprich?“

„Oh — nichts — ich hab' mich in den Finger gestochen — weiter nichts . . .“

„Nein, nein, du bist krank, arg krank, ich seh' es gut! Nun aber wart' ich keine Stunde länger, zum Doktor muß gegangen werden, oder noch besser, ich lass' den Doktor herbescheiden ins Haus, heut' abend noch oder doch auf morgen! Du aber — ins Bett, Kind, auf der Stell'! Ich hab' in einem Fläschchen noch einen Rest Mariazeller Tropfen, die sind vortrefflich gegen Uebelkeiten und allerhand andere Sachen . . .“

Lorle wankte in ihr ebenfalls auf der Flußseite befindliches Schlafkämmerlein und legte sich unausgekleidet auf ihr Lager.

„Verlobt, verlobt mit einer Andern!“ murmelte sie verzweiflungsvoll und den schönen, blassen Lockenkopf in das Flaumkissen begrabend. „Und doch hat er mir Lieb' und Treu' gelobt mit heiligen Schwüren. Und als Pfand mir das Kinglein gegeben — wär' es möglich, daß ein Christenmensch und dazu noch Baron so schlecht und treulos sein könnte? O ich kann's schier nicht glauben, mein armes Herz sträubt sich dagegen, es zu glauben! . . . Ein solch' hübsch und vornehm Gesicht, solch' zärtliche Worte und Liebeschwüre, und zugleich so falschen, treulosen Gemütes,

oh, oh! . . . Dieser junge Herr Baron ein Betrüger — unmöglich, rein unmöglich! hätt' ich schwören mögen. Und doch muß es wahr sein, der Onkel lügt ja nicht. . . . Verlobt mit einer Andern; und ich — was fang' ich Arme, Verlassene an? Was soll mir das Leben noch nach solcher Schand', bei dieser Qual!

Die Mutter brachte ihr ein mit Mariazeller Tropfen gesättigtes Stückchen Zucker. Lorle führte dasselbe auf Befehl zum Munde und antwortete auf Befragen, jedoch ohne aufzublicken: „Ja, mir ist ein wenig besser, Mutter!“

„Ich werde dir in etwa einer Stund' ein Täschchen warme Milch bringen, Kind!“

„Nein, laßt das nur — laßt mich lieber ruhen und schlafen!“ wehrte das Mädchen.

Der Abend brach an, in dem kleinen Schlafgemache fing es an zu dunkeln. Aus einer gewissen Ferne erdröhnten Böllerschüsse; aus der Richtung von Burweiler herüber.

„Vom Schlosse her,“ hörte Lorle ihren Onkel ausrufen. „Haben droben scheint's Fest, vielleicht so eine Art Vorfest auf die Verlobung hin. Die Reichen machen alles gar wichtig.“

Bei jedem Schusse zuckte das fiebernde Mädchen schmerzhaft zusammen, sein Herz erbebte und drohte vor Weh zu zerspringen. Es richtete sich im Bette auf. Vom Bette aus, durch das schmale Kammerfenster, konnte es bequem nach dem Berge drüben, nach dem Schloßchen sehen — das Luftschloßchen erstrahlte in wunderfamer, magischer Beleuchtung, gerade wurde im Schloßgarten ein von der nächtlichen Dunkelheit sich prächtig abhebendes Kunstfeuerwerk abgebrannt. Ein wichtiges Familienfest wurde gefeiert, das stand außer Zweifel. Und Lorle wußte, welches. Sie hätte vor Schmerz und Verzweiflung laut aufschreien mögen, und in ihrem Hirne begann es zu brennen wie Feuer. Sie hatte nur noch den einen, von tiefster Trostlosigkeit und an Wahnsinn grenzenden Gedanken: „Ich Elende, Verlassene — was tu' ich noch hier?“

Mutter Anny erzählte ihrem von einer späten Bootsfahrt zurückkehrenden Bruder: „Der junge Zimmermann war wieder da. Ich mußte ihm sagen, das Mädchen sei erkrankt. Ich sah es ihm an, wie ungern er von dannen ging. . . . Es ist mir wegen dem Kind so sehr bang'. Hörtest du, Willem, auf dem Wildbirnbaum die Elster schreien? Das bedeutet nichts Gutes.“

„Aberglauben, bah! In Amerika wissen sie nichts davon, sind gescheidtere Leute denn wir.“



Vermickelte Situation. (Nach dem Gemälde von B. Wolke).

„Gleichviel — ich geh' dennoch nochmal nach dem Mädchen schauen.“

Bei ihrer Rückkunft berichtete sie: „Ich öffnete sacht die Kammer-
tür und fragte halblaut: Lorle, verlangst du was? Sie gab keine Ant-
wort, sondern tat offenbar schlafen. Gehen wir nun ebenfalls ruhen;
denn gar bald wird es wieder früh Morgen sein. Dann aber, wenn's
mit dem armen Mädchen nicht bessert, muß der Doktor her, länger schieb'
ich's nicht mehr auf!“

„Da hast du Recht, Anny, sehr Recht!“

* * *

Am folgenden Tage erschien im Fährhause wirklich der Herr Doktor.
Doch nicht zu der kranken Lorle, sondern zu der toten, um die
gerichtsärztliche Untersuchung vorzunehmen.

Es war Onkel Willem selbst, der, in der ersten Morgenfrühe auf
den Fischgang ausgehend, drunten im „Ranf“ die an einem Pfahle der
Flußwehre hängen gebliebene Leiche des armen Mädchens aus dem Wasser
gezogen und auf den Armen nach Hause getragen hatte.

Welch namenloses Elend in dem Fischerhäuschen! Onkel Willem
vor Schmerz wie außer sich; Mutter Anny trostlosen, stieren Blickes die
entseelte Hülle ihres einzigen, maßlos geliebten Kindes anstarrend, keines
Klagelautes fähig und keiner schmerzlindernden Träne!

Der junge Zelghoferbe weinte vor Herzeleid wie ein Kind.

Zimmerfränzel dagegen tat einen gräßlichen, schrecklichen Schwur.

Denn auf Lorle's Leiche, am bloßen Halse derselben, war ein
goldenes Medaillon mit dem eingeschlossenen Miniaturbild des jungen
Schloßherrn gefunden worden — der also hatte ihm, dem Fränzel, die
Liebe des arglosen jungen Mädchens geraubt, dieses selbst in den Ver-
zweiflungstod getrieben!

Und am Begräbnistage verbreitete sich das Gerücht und fand immer
bestimmtere Bestätigung: „Heute Morgen, als die zur Abreise gerüstete
Schloßherrschaft juist die bereitstehende Kutsche besteigen wollte, wurde auf
den jungen Herrn ein tödtlicher Schuß abgefeuert — von dem auf der
Lauer stehenden Zimmerfränzel, aus nahem Verstecke hervor — denkt
Euch, denkt!“ . . . „Nein,“ lautete die nachträgliche Berichtigung, „es
war nicht der Schloßherr, den der Zimmermann getötet hat — in seiner
maßlosen Rachgier muß er sich in der Person geirrt haben — sondern
ein dem Baron ähnlich aussehender junger Vetter aus dem Elsaß. Auch
ist dieser nicht tot, sondern bloß schwer verwundet, die Kugel ging ihm
am Herzen vorbei, sagt der Doktor.“

„Nach der grausen Tat,“ so erzählte man sich weiter, „sei der Fränzel mit der Flinte am Rücken ruhig von dannen gegangen. Und als man ihn drunten in Burweiler verhaftete, habe er, immer noch in der Meinung, den Herrn Baron getroffen zu haben, verwundert ausgerufen: „Wie, daß ich einen solch' elenden Hundsfott und Mädchenverführer aus der Welt geschafft habe, dafür soll ich etwa noch Strafe erleiden?“

Onkel Willem lachte grimmig auf: „O der dumme Teufel, auf den Unrechten zu zielen!“

* * *

Seit dem traurigen Ende schön Lorle's waren drei Jahre verstrichen.

Der Zimmerfränzel hatte seine Zuchthausstrafe abgebüßt und, nach Hause zurückgekehrt, sein Handwerk wieder aufgenommen. Mit der alten Lust und Freude an der Arbeit war es freilich vorbei und an Stelle derselben ein gewisses menschenscheues Wesen getreten.

Und doch dachte im Dorfe niemand daran, ihn seiner schlimmen, zornigen Tat wegen zu verachten; die Mädchen am allerwenigsten. Vielmehr gab es darunter viele, und zwar von den hübschesten und unbescholtensten, die dem großen, stattlichen Burschen durch Worte und Blicke deutlich zu verstehen gaben, daß sie durchaus nicht abgeneigt wären, seine Riltbesuche zu empfangen. Freilich ohne Erfolg. Selbst seiner Mutter Zureden fruchtete nichts. „Die, welcher mein Herz angehört hatte, schläft unter dem Kirchhofrasen,“ erklärte er kopfschüttelnd; „und eine Andere vermöcht' ich nicht mehr zu lieben!“

Traurig sah es auch im Fährhause aus.

Frau Anny's Gemüt hatte sich seit dem erlittenen schweren Schicksalschlage nicht mehr zu erheben vermocht.

Stundenlang, sowohl zur Nachtzeit als bei Tage konnte die Fischerswitwe unbeweglich am Stubenfenster sitzen und in den Fluß hinunterstarren, in das grausame, kalte Totenbett ihrer Lorle. Und wenn Onkel Willem sie mit halblauter, melancholischer Stimme singen hörte, allezeit das nämliche alte Volkslied:

O Jäger hab' Erbarmen
Mit mir armen
Gehegten Gäselein,
Ach, schon das junge Leben mein . . .

dann drangen Worte und Melodie ihm tief ins Herz hinein, dasselbe mit Mitleid, Weh und Haß erfüllend; unauslöschlicher tödtlicher Haß auf den-

jenigen, der all' dieses Elend angerichtet hatte auf sündhafte, frevelnde Weise. Und auch er tat einen unheiligen, zornigen Schwur . . .

* * *

Vier Jahre mochten seit dem tragischen Geschehnis vergangen sein. Der Tod hatte die Fischer Annh erlöst.

Die sonst so stillen Wälder wiederhallten eines Tages von lautem Halloh, Hundegebell und Hifthornrufen. Die Meute kam von der sogenannten „Obern Steig“ herunter; da und dort fielen Schüsse. Dann, als die Sonne hoch am Himmel stand, erschollen Sammelrufe und neue Hornsignale, man hatte offenbar Mühe, die immer noch in nutzloser Verfolgung begriffenen Hunde zurück zu rufen und zu besammeln.

Die Jagdgesellschaft bestand aus drei Herren und einem Treiber.

„Wo befinden wir uns?“ fragte einer der Herren, sich an den Hundewärter wendend. Dieser antwortete, nachdem er, an den Waldsaum tretend, die Gegend aufmerksam betrachtet hatte: „Ich glaube, in der Gemarkung von Mattenried. . . Ja, ja, so ist's,“ versicherte er, „ich kenn' mich nun gut aus!“

„Wie, so weit ab von unserer geplanten Route hat uns das Hundevieh gebracht? Est-il possible!“

„Mattenried,“ begann ein anderer der Herren — „nun, das trifft sich ja gut. Hier besteht ja eine Flußfähre, nicht wahr? Also der nächste Weg nach Hause. Allons donc, den benützen wir!“

Gegen diesen Vorschlag erhob der dritte der vornehm aussehenden Nimrode lebhaften, beinahe ängstlichen Protest. „Nicht doch,“ sagte er, „gehen wir lieber über Bannstetten zurück, über die Brücke — schon wegen den Hunden!“

„Was fällt dir ein, Gaston!“ wurde ihm ebenso lebhaft erwidert. „Den unnötigen, weiten Umweg machen auf der staubigen Straße, das wäre ja Unsinn, ich hielt's vor Müdigkeit nicht aus!“

„Ich auch nicht!“ unterstützte der zweite. „Dieser unebene Waldboden und das verdammte Gestrüpp — meine Spazierhölzer sind jetzt schon wie zerschlagen. Und die magere Jagdbeute, das einzige, armselige Häuschen — nein, da zieh' ich als Heimweg doch die einsame Contrée vor, zumal wenn sie als fernern Vorteil eine solch' bedeutende Abkürzung bietet. Erst aber uns noch lagern!“

„Den Proviant sack her!“ wurde dem Treiber zugerufen.

Die kalten Speisen schmeckten vortrefflich; desgleichen der herrliche Rotwein. „A ta santé, Gaston, ein Hoch unserm Wirte, hahaha!“ riefen die Gäste wohlgelaunt.

Nach etwa einer Stunde wurde aufgebrochen und in möglichst gerader Richtung, über Wiesen und Felder, der Weg nach dem Fischerhäuschen eingeschlagen. Herr Gaston, wie er von seinen beiden Jagdgenossen genannt wurde, mußte sich wohl oder übel darenin schicken. Sein Gesicht war sonnverbrannt, außerdem trug er einen kurzgeschorenen Vollbart und hatte den weichen Schlapphut tief in die Stirne gedrückt.

Onkel Willems scharfes Auge erkannte ihn gleichwohl, erkannte ihn auf den ersten Blick, so sehr hatten sich dessen Züge in seinem haßerfüllten Herzen eingepägt.

„Belieben die Herrschaften einzusteigen!“ sagte der Fährmann, auf das in Bereitschaft gesetzte Boot deutend.

Bis das Halbdugend widerstrebende Hunde verladen waren, verging eine geraume Weile.

Endlich konnte die Abfahrt beginnen. Zwei der Herren samt dem Treiber hatten sich auf die Bank niedergelassen und steckten ihre Cigarren in Brand. Der dritte der Jäger stand mit abgewandtem Gesichte am Bootsrande und starrte gedankenvoll in das wogende Wassergetriebe hinunter, da legte sich ihm plötzlich eine schwere Hand auf die Schulter, und eine heifere, höhnische Stimme raunte ihm ins Ohr: „Good evening, Herr Baron! Was sehen Sie drunten im Wasser? Etwa die tote Lorle, he?“ Und mit den laut ausgestoßenen Worten: „He, Bube, ihr nach — geh' zum Teufel, du Schurk!“ versetzte er dem zu Tode Erschrockenen und keiner Erwiderung Fähigen einen solch' wuchtigen Faustschlag ins Genick, daß — ein jäher Sturz über Bord, in die aufschäumende und über der erhaltenen Beute sich rasch wieder schließende Flut hinaus.

„Mann,“ riefen die von ihrem Sitze rasch aufspringenden beiden andern Herrn dem Fährmann entsetzt zu, „Mann, seid Ihr toll?“

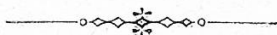
„Ich? Nein! Ich habe den Rechten getroffen, ich, hahaha! . . . Aber was seh' ich, er taucht wieder auf. Er schwimmt! Warte, Bürschchen, ich werd' dir's verleiden!“

Onkel Willem war ebenfalls über Bord gesprungen, setzte dem Schloßherrn schwimmend nach, holte ihn rasch ein und hing sich an ihm fest. In dem nassen Elemente entspann sich, während das Fährboot an seinem Drahte steuerlos weiter fuhr, ein verzweifelter, wütender Ringkampf auf Leben und Tod. Vergebens suchte der Baron sich aus den Armen seines grausamen Verfolgers frei zu machen, der Fährmann hielt ihn zu fest umklammert, stieß ihm den Kopf immer wieder gewaltsam unter Wasser. . . . Bei der Flußwehr, im sogenannten Rank angelangt, dort wo Lorles Leichnam jenes Morgens aufgefunden worden, tauchten

die Beiden, die sich krampfhaft umschlungen hielten, zum letzten Mal empor — einen Augenblick nur, dann war alles vorbei. . . .

Heute noch, nach zwanzig Jahren, wird jene Stelle im Flußranke von den Badenden ängstlich gemieden. Und Onkel Willems Nachfolger, Fischerdami ¹⁾ genannt, ist jeden Augenblick bereit zu schwören, daß in dunkeln Fronfastennächten das dumpfe zornige Gestöhn der beiden im Tode ringenden Schwimmer deutlich zu vernehmen sei. Doch wird die im Bau begriffene und dem Flußufer entlang führende Taleisenbahn mit ihrem Geräusche jenes gespenstische Wesen wohl auch verscheuchen.

¹⁾ Damian.



Viersilbiges Rätsel.

Von Hs. Fridtjofrer.



Bald laut und prunkend, bald still und bescheiden,
Bald trauernd, bald freudig die ersten beiden;
Hier Toten geltend, dort Solchen, die leben,
Bald großen Taten, bald edlem Streben,
Und immer über Gemeines erhaben, —
Sie können beugen, erheben und laben!

Zwar jeden Tag sind die letzten gegeben,
Nur ein- oder feinmal dem Menschenleben;
Ihr heller Stern, ihr sanftes Läuten
Soll Ruhe bringen und Frieden bedeuten;
Sie sammeln im Winter beim Lampenscheine
Des Hauses Glieder zu traurem Vereine!

Wie herzlich ist willkommen das Ganze
Zu Ruh' und Sammlung, zu Spiel und Tanze!
Nur der kann seinen Wert ermessen,
Der Pflicht und Arbeit nicht vergessen!
Auch kann's mit seinem schönen Namen
Ein Schweizerdichterhaupt umrahmen!

Auflösung am Schlusse des Heftes.

